

## FEUILLETON

■ In den letzten zwanzig Jahren sind in Europa mehr Bibliotheken entstanden als jemals zuvor

SARAH ELSING

General Stumm von Bordwehr hat sich eine Aufgabe gestellt, die wahrlich eines Napoleons würdig gewesen wäre. Er will Ordnung in den Zivilgeist bringen, um darin endlich den ranghöchsten aller Gedanken ausfindig zu machen. Zu diesem Zweck begibt er sich in die Staatsbibliothek und schreitet unter Führung eines Bibliothekars die kolossalen Bücherreihen ab. Dreieinhalb Millionen Bände! Wer kann das bezwingen? Im Allerheiligsten der Bibliothek, dem Katalograum, wo es gehörig nach Gehirmporphor riecht, verrät ihm der Bibliothekar sein Geheimnis: Er kenne alle Bücher, weil er keines lese. Wer sich auf den Inhalt einlasse, sei verloren. Er werde niemals einen Überblick gewinnen!

Mit dieser wunderbaren Episode aus dem „Mann ohne Eigenschaften“ trifft Robert Musil wie so oft ins Schwarze: Bibliotheken sind nicht nur Speicher unseres Wissens. In ihrer Ordnung spiegelt sich die Ordnung unserer Geisteswelt. In ihren Mauern verfestigt sich der Stand der Erkenntnis. Als Kathedralen der Vernunft bieten sie Raum für geistigen Austausch und Kontemplation. Trotzdem sind Bibliotheken nicht zu jedem Augenblick heilige Stätten der Weisheit. Diese „Tollhäuser“, wie der vom „Zivilgeist“ überwältigte General Stumm von Bordwehr sie nennt, können einen auch ganz gehörig in den Wahnsinn treiben. Denn für den Menschen ist die universelle Ordnung etwas Monströses, eine geometrische Epidemie, der Kältetod, wie Musil schreibt.

Wer heute eine Bibliothek betritt, wird kaum noch den Katalograum suchen. Kein Gang in dunkle Magazine ist nötig, kein Schlendern zwischen den Buchreihen. Heute reicht die Eingabe des Titels in ein Computersystem, ein Klick und das Objekt erscheint auf dem Bildschirm. Man müsste sich noch nicht einmal mühsam in die Bibliothek bewegen. Die virtuellen Datenspeicher sind überall auf der Welt verfügbar. Schon hört man Kulturpessimisten warnen, dem Tod des gedruckten Buches folge der Tod der Bibliotheken. Doch nichts dergleichen geschieht: Die Lesesäle platzen aus allen Nähten, in den letzten zwanzig Jahren entstanden mehr Bibliotheksbauten denn je und die Stars der Branche buhlen um Aufträge für öffentliche Bibliotheken. Was zeigt das? Ein letztes Aufbäumen vor dem Untergang oder ein Zeichen für den Beginn einer neuen Ära?

Eben diese Fragen boten Anlass für die großartige Ausstellung über die Bauten der Weisheit, die nun im Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne zu sehen ist. Als lehrreiche Einführung dienen seltene Ausgaben und Stiche aus der Bibliothek Werner Oechsli, die Ordnungsmacht und Ordnungssysteme des Wissens dokumentieren. Im zentralen Teil der Ausstellung entfaltet der Architekturhistoriker Winfried Nerdinger die Geschichte der Bibliotheken anhand der Typologie ihrer Architektur. Ganz nach Hans Blu-



Viel Platz für die Gedanken: Henri Labroustes Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris

## Ist das Universum nur ein großes Regal?

Wie wir uns die Welt erlesen: Das Münchner Architekturmuseum zeigt die Geschichte von Bibliotheksbauten seit Michelangelo

menbergs Idee von der „Lesbarkeit der Welt“ folgt die Ausstellung dem Motto: Wer die Architektur von Bibliotheken studiert, dem öffnet sich die Welt wie ein Buch.

So verfolgen wir in Plänen und Zeichnungen die Entwicklung von Michelangelos strenger Pultbibliothek in Florenz über Montaignes stilprägenden Bücherturm bis hin zu Norman Forsters aufblasbarem „Brain“, dem ökologisch nachhaltigen Lesesaal der Philologischen Bibliothek der FU Berlin. In eigens für die Ausstellung angefertigten Modellen kann man hinter die Rasterfassade einer nie verwirklichten Schinkel-

Man warnt, dass mit den Büchern auch die Bibliotheken sterben. Aber nichts dergleichen geschieht

Bibliothek schauen oder die unendlichen Bücherreihen der Bibliothèque du Roi bestaunen, die in Étienne-Louis Boullées Träumen von 1785 das gesamte Wissen der Menschheit beinhalten sollte. Ein Universalitätsanspruch, den schon die antike Bibliothek von Alexandria hatte und noch im 20. Jahrhundert Großplaner wie Ivan Leonidov und Le Corbusier reizte, der aber notwendigerweise in den Wahnsinn führt, wie Jorge Luis Borges in seiner Erzählung über die Bibliothek von Babel vorführt.

Zwar gab es schon im alten Ägypten, in Mesopotamien und in der Antike beeindruckende Bibliotheksbauten – am berühmtesten darunter wohl die Bibliothek von Alexandria, deren Schatz von angeblich mehr als 600 000 Papyrusrollen einem Brand zum Opfer fiel. Im Mittelalter waren es vor allem die Klöster, die sich Bibliotheken leisteten, um die wertvollsten Erzeugnisse ihrer Kopierwerkstätten auszustellen. Doch erst mit dem Buchdruck, dem Quantensprung der Wissensverbreitung, entfaltete sich der Bautyp der Bibliothek. Allein die schiere Masse machte es unmöglich, jedes einzelne Exemplar auf ein Pult zu legen und anzuketten, damit der geeignete Leser nicht in Versuchung kam, den christlichen Kanon zu manipulieren. Die

Bücher kamen jetzt in Schränke und in Wandregale, der Raum in der Mitte wurde frei und konnte zu repräsentativen Zwecken genutzt werden. Unter den prachtvoll ausgemalten Decken fanden nun wertvolle Globen und Vitrinen mit ausgewählten Handschriften Platz.

Trotz der kirchenähnlichen Ausschmückung von Decken und Wänden blieb die Kloster- und Hofbibliothek lange ein Ort der Exklusion. Das zeigte sich auch in der Architektur. Erst mit der Aufklärung und der sukzessiven Öffnung der Büchersammlungen für ein breiteres Publikum löste sich die Bibliothek aus dem Verband der Kloster-, Hof- oder Universitätsgebäude, erste separate Gebäude entstanden. Stilbildend für die Zentralbauten dieser Zeit ist die Hofbibliothek in Wolfenbüttel, deren Architektur die Sammlung der Bücher von ihrem Gebrauch trennte, den Lesesaal aber ins Zentrum rückte.

Dieses Schatzhaus des Wissens, in dem sowohl Leibniz als auch Lessing als Bibliothekare tätig waren, inspirierte Thomas Jefferson zu seinem Rotundenbau für die Bibliothek der University of Virginia und gilt als Vorbild für die bis heute atemberaubenden Kuppeln über den Lesesälen der Bibliothèque Nationale in Paris, der Library of Congress in

Washington und des British Museum in London. Zeitgenössisches Glanzlicht in dieser Reihe ist der eindrucksvolle Neubau der Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Bibliothek der Berliner Humboldt-Universität. Alles dreht und wendet sich hier um das Buch, denn formales Grundelement für sämtliche Stützen, Gänge, Fenster, Durchgänge und Blickachsen ist das Bücherregal. Leser mögen sich mitunter eingegattert fühlen von der Omnipräsenz der Geometrie. Doch der Blick durch die gewaltige Rasterstruktur des zentralen Lesesaals gehört schon jetzt zu den betörendsten Architektur-Ansichten der letzten Jahre.

Auf eine ganz andere Tradition geht der berühmte Bibliotheksturm von Cambridge zurück. Ihr Erbauer Giles Gilbert Scott orientierte sich an dem Bücherturm, in dem Montaigne seine Privatbibliothek eingerichtet hatte. So heimelig es in diesem bibliophilen Turmzimmer gewesen sein mag, so wenig brauchbar ist diese Form für größere Bibliotheksbauten, was Benutzer der Neuen Nationalbibliothek in Paris bei jedem Besuch schmerzhaft feststellen müssen. Für die Büchersammlung entwarf Dominique Perrault vier riesige Glastürme, die wie aufgeschlagene Bücher einander zugewandt sind. Während die Bücher in den Türmen mit teuren Kühlsystemen und nachträglich angebrachten Jalousien vor dem Sonnenlicht geschützt werden, hocken die Leser in eisigen Zellen unter der Erde und warten stundenlang auf die Ankunft des gewünschten Buches.

Genau das Gegenteil hatte Hans Scharoun im Sinn, als er 1964 seine berühmte Leselandschaft für die Neue Staatsbibliothek in Berlin entwarf. Für ihn stand nicht das Buch, sondern der Leser im Zentrum. Wie die Gedanken sollte auch der Raum fließen. Architektur sollte Medium sein und die Ideen ermutigen groß zu werden – und weit. In die Gegenwart tragen diesen Gedanken Behnisch & Partner mit ihrem dekonstruktivistisch zergliederten Bibliotheksbau in Eichstätt und Herzog & de Meuron mit ihrer Bibliothek der BTU Cottbus, deren amorpher Grundriss auf die sich im Fluss befindliche Organisation des Wissens anspielt. Was sich hier nur andeutet, bringt das japanische Architekturbüro Sanaa im 2010 errichteten „Rolex Learning Center“ in Lausanne auf den Punkt. Zwischen zwei geschwungenen Boden- und Deckenplatten entwickelt sich ganz ohne Treppen und Barrieren ein kurvig Raumkontinuum, in dem gerundete Funktionsbereiche scheinbar lose verteilt sind. Der Raum zerfließt wie die virtuelle Welt des digitalen Wissens, das sogar für hochmoderne Computer nicht mehr fassbar ist.

Sanaas „Learning Center“ ist eine Vision für die Bibliothek der Zukunft. Als Hybrid zwischen Büchersammlung und Mediathek gibt es sich extrovertiert: Wie ein gläsernes Warenhaus zieht es die Nutzer ins Innere, wo kleine wohlgeinrichtete Boutiquen zum Eintauchen in den Fluss des Wissens verführen. Fließende Logarithmen statt eines starren Alphabets. Keine mannshohen Regale, keine dunklen Magazine im Keller, kein Katalograum, der einen in den Wahnsinn treibt.

„Die Weisheit baut sich ein Haus. Architektur und Geschichte von Bibliotheken“, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, bis 16. Oktober. Der Katalog kostet 35 Euro.

## Harry Potter ist jetzt böse

Joanne K. Rowling emanzipiert sich vom Verlagswesen

WIELAND FREUND

Wer „Pottermore“, Joanne K. Rowlings vor ein paar Wochen mit Pomp und Paukenschlag präsentiertes Harry-Potter-Portal, für eine niedliche Nettigkeit gehalten hat, ein letztes, schon wehmütig betrachtetes Spin-off oder ein digitales Fan-Camp mit virtuellem Quidditch und Zauberstab-Shop, sollte spätestens jetzt einsehen: Er hat sich gründlich geirrt.

Frau Rowlings neuestes Projekt ist nämlich nicht Spiel-, sondern Marktplatz, wie folgende Meldung beweist: „Pottermore“ wird mit dem Internetiesen Google kooperieren – der gewinnträchtigste Inhalt der Welt tut sich mit der gefräßigsten Form zusammen, oder, anders gesagt: Harry Potter wechselt die Seiten. Das Lieblingskind des Buchhandels läuft ins Internet über und verbindet sich dort mit dem größten aller Gatekeeper.

Denn „Pottermore“ wurde speziell dafür konstruiert, die nie vergebenen E-Book-Rechte an Rowlings Mega-Bestseller zu vermarkten – Google wiederum hat via Google E-Books die technischen Voraussetzungen dafür und kann den Traffic, den der Potter-Zauber generiert, gut brauchen: Ein besseres Entrée für das Bezahlensystem Checkout etwa kann man sich in der Konzernzentrale gar nicht wünschen: Wer seinen Potter hier kauft, kommt wahrscheinlich wieder.

Zwar meldet das Technikblog Techcrunch, dass auch Amazon noch einen Fuß in der Tür hat und daran festhält, Potter auch auf das Lesegerät Kindle zu bringen, in jedem Fall aber wird es am Ende Joanne K. Rowling sein, die gemeinsam mit ihrem neuen Agenten Neil Blair die Fäden in der Hand hält. Frau Rowling dürfte damit die erste Autorin sein, der es gelingt, sich restlos vom Verlagswesen zu emanzipieren. Internationale Lizenznehmer wie der deutsche Carlsen Verlag verdienen bei Pottermore nur noch an den Übersetzungen – und hätten sie die nicht zur Verfügung gestellt, hätte Frau Rowling, wie Klaus Humann, der Carlsen-Verleger erzählt, die Bücher eben neu übersetzen lassen – genug Kapital hat sie ja dafür. Im Übrigen haben die Verlage mit „Pottermore“ nichts mehr zu tun – der stationäre Buchhandel guckt gleich ganz in die Röhre.

Sollte Joanne K. Rowling, immerhin die erfolgreichste Autorin aller Zeiten, kein Sonderfall sein, markiert „Pottermore“ eine Zeitenwende: Wer auch ohne Verlagswerbung und Bücherpreise genug Aufmerksamkeit auf sich zieht, hat die Gutenberg-Galaxis nicht mehr nötig. Buchhandel und Verlage quittieren das verständlicherweise mit Leichenbittermiene. Denn ausgerechnet die Buchreihe, mit der das Print-Imperium einst zurückzuschlagen glaubte, entpuppt sich nun als das, was es immer schon war: als erste Groß-erzählung der neuen digitalen Welt. Kein Zufall, dass „Harry Potter“ das allererste Buch war, das eine eigene Website hatte.

## Unter der Guillotine ist Sense

Und dann geht die Sonne auf in „André Chénier“. Bei den Bregenzer Festspielen wurde die Historienoper spektakulär neu inszeniert

LUCAS WIEGELMANN

Der Preis für die wortgetreueste Auslegung eines Opernlibrettos kann in diesem Jahr vorab vergeben werden. Er geht an die Bregenzer Festspiele. Im Libretto der Revolutionsoper „André Chénier“ heißt es an einer Stelle: „Es ist der Tod. Er kommt mit der Sonne.“ („à la morte, ella vien col sole!“). Vorgestern am Premierentag regnete es in Bregenz den ganzen Nachmittag und frühen Abend. Die Zuschauer auf der Freilichtbühne hatten Regencapes über die Smokings und Kostüme gezogen – Regenschirme sind bei der Aufführung verboten. Aber zehn Minuten vor dem Beginn riss die Wolkendecke, und das Publikum konnte links am Horizont noch die rote Abendsonne bestaunen. Dann begann „André Chénier“, und zwar mit einem stummen Schauspiel, der als leibhaftiger Tod verkleidet war, mit Kapuze und weißem Gesicht. Er stieß als Startsignal drei Mal seine Sense auf den Boden.

Dass die Macher in Bregenz die Sonne für diese plakative Symbolik gewinnen konnten, ist nur ein Grund, um über die

se Produktion zu staunen. Alle zwei Jahre ist bei dem Sommerfestival für Musik und Theater am Rande des Bodensees eine neue Operninszenierung auf der größten Seebühne der Welt zu sehen. Und auch diesmal ist es wieder gelungen, ein Riesen-Bühnenbild mit Ikonen-Qualitäten zu bauen und dazu auch noch tolle Musik zu machen.

„André Chénier“ von Umberto Giordano ist eine Oper über eine historische Figur aus der Zeit der Französischen Revolution. Der Titelheld ist ein Dichter. André Chénier schreibt Lyrik für die Sache der Revolutionäre, lehnt aber die Brutalität der Jakobiner ab und träumt von einer Versöhnung von Demokratie und Monarchie. Damit sitzt er zwischen den Stühlen.

Die Musik erinnert stark an Puccini, was allerdings nicht heißen soll, dass Giordano bei Puccini abgeschrieben hat (tatsächlich war es manchmal eher umgekehrt). Giordano hat vielleicht nicht so schöne Melodie-Ideen wie sein berühmter Kollege, aber dafür kann er mit seinen Einfällen mehr anfangen, er arbeitet mehr mit seinen Motiven, er entwickelt sie weiter.

Wie Sänger und Orchester in Bregenz das umsetzen, ist nicht ganz leicht zu beantworten. Bei einer Mega-Bühne im Freien sind weniger die Künstler für den Klang verantwortlich als die Techniker. Jedenfalls hat man den Eindruck, dass die auf der Bühne versteckten Mikrofone den Darstellern eher helfen, als dass sie stören. Die Sängerleistungen sind durchweg gut bis sehr gut. Der mexikanische Tenor und Domingo-Schüler Héctor Sandoval singt die Titelpartie weich und mit warmem Schmelz, ohne zu forcieren. Kollegin Norma Fantini ist eine stimmgewaltige Maddalena, die von allen Darstellern am abwechslungsreichsten gestaltet und nur manchmal kleinere intonatorische Unsicherheiten zeigt. Scott Hendricks macht seinen Gérard zu einem aufbrausenden Choliker, der kaum weiß, wohin mit seiner Kraft.

Dirigent Ulf Schirmer navigiert die Wiener Symphoniker entspannt durch den Abend. Die Sänger stehen auf einer Bühne, deren höchster Punkt 24 Meter über dem Spiegel des Bodensees liegt und die in mehrere, vom Wasser getrennte Abschnitte gegliedert ist. Und das Orchester sitzt gar nicht direkt an

der Bühne, sondern wird vom benachbarten Festspielhaus mit Mikrofonen und Monitoren zugeschaltet. Trotzdem gibt es praktisch keine Stelle, wo das musikalische Geschehen wackelt, alles hat Hand und Fuß. Eine Meisterleistung. Das Wichtigste in Bregenz ist und bleibt aber die Bühne selbst, und die ist

wieder eindrucksvoll. Aus dem Wasser ragt der Torso des erstochenen Jakobinerführers Jean Paul Marat, inspiriert von Jacques-Louis Davids berühmtem Gemälde. Das Regie-Team um Regisseur Keith Warner und Bühnenbildner David Fielding sehen den Leichnam als Symbol für die ganze Epoche. Für Ideen, die von

Vernunft in tödliche Raserei umschlagen können.

Die Bühne verwandelt sich immer wieder und sieht jedes Mal noch besser aus, mal bewegen sich Augen und Mund des Torsos, mal verschiebt sich seine Riesenhand. Zwischendurch springen Statisten mit Saltos von der Schulter des Toten ins Wasser wie Turmspringer, tanzt eine Häftlingsgesellschaft in bunten Kostümen durchs Bild, werden Aristokraten von einem Jakobiner-Mob vergewaltigt und massakriert. Man weiß manchmal gar nicht, wo man überall hinschauen soll.

Das schönste Bild des Abends kommt ganz zum Schluss. Während das Liebespaar Chénier und Maddalena zum Schaffot geführt werden, bildet sich in dem 19 Meter hohen Spiegel neben Marats Kopf ein Wasserfall, und auf dieser beweglichen Wasserfläche erscheint als Projektion der Sensenmann, der zwei Stunden zuvor das Geschehen eingeleitet hatte. Die verfeindeten Revolutionäre haben alles geopfert für ihre Utopie der Gleichheit. Am Ende war alles viel Lärm um nichts. Der einzige große Gleichmacher ist der Tod.



Revolutionsmühen: André Chénier (Hector Sandoval) und Maddalena (Norma Fantini)